

konzentrieren könnte, wo er sie dann ohne viele Mühe in seiner Gewalt hätte.

Vielleicht wird ein Teil der Entomologen

Versuche oder wenigstens Beobachtungen machen, welche diesem wichtigen Bedürfnisse entgegenkommen werden.



Naturalistische Aufzeichnungen aus der Provinz Rio de Janeiro in Brasilien.

Von H. T. Peters.

Veröffentlicht von Dr. Chr. Schröder.

III.

(Mit einer Abbildung.)

Im ganzen fand ich die Schwarzen fügsam, bescheiden, unterwürfig, gutmütig und von heiterem Wesen; doch finden sich natürlich auch Ausnahmen. Diebstähle und Widersetzlichkeiten sind nicht gerade selten, und Einsperrung, Krummschließen oder körperliche Züchtigung bilden dann die Strafe; doch war der Besitzer zu letzterer gesetzlich nicht berechtigt. Er hatte vielmehr in solchen Fällen bei der nächsten Behörde den Antrag auf so und so viel Bambushiebe zu stellen, welche alsbald, ohne vorherige Untersuchung, von Rechts wegen erteilt wurden. Daß diese Vorschrift oft nicht inne gehalten wurde, lag einerseits an der Umständlichkeit dieses Verfahrens, andererseits an der Schwierigkeit der Kontrolle seitens der Behörde.

Die Säuglinge werden von den Müttern, oft auch bei der Arbeit, auf dem Rücken getragen, indem das Kleine in einem Tuche sitzt, welches sich die Mutter um die Hüften bindet, während das Kind die Ärmchen um ihren Hals schlingt. Beim Säugen reicht die Mutter dem kleinen Schreihals die lang herabhängende Brust über die Schulter hinüber. Ist die Mutter aber mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, so hat sie den Säugling in der Regel neben sich in einer chinesischen Theekiste oder dergleichen auf etwas Heu liegen.

Sobald sich das Kind soweit gekräftigt hat, daß es die Wand des Kastens überklettern kann, kriecht es, bis es gehen lernt, im und beim Hause herum. Wenn dann erst solch ein kleiner Bursche eine Thür öffnen und schließen kann, so erhält er an dieser seine erste Anstellung; er hat sie für die Passanten zu bedienen. Seine weitere Thätigkeit steigert sich dann mit der Zunahme seiner physischen Kraft. Alle Kinder,

welche dem Säuglingsalter entwachsen sind, bleiben im übrigen auf der Fazenda unter Aufsicht einer alten Negerin.

Scherzhaft sieht es aus, wenn alle die Kleinen, oft ganz nackt oder nur mit einem Hemdchen oder hemdartigen Überwurf bekleidet, zur Mittagszeit mitten auf dem Hofe um einen Holztrog hocken, jedes mit einem hölzernen Löffel versehen. Eine Negerin bringt nun eine Mulde voll gekochten Reis oder Maisbrei, schüttet den Inhalt in den Trog, und die Kinder fangen an, zu essen. Hinter ihnen stellen sich die Hunde und Schweine auf, um sich, sobald eines derselben gesättigt aufsteht, an dessen Platz zu drängen und ungebeten an dem Mahle teilzunehmen.

Das aber ist den Kleinen nicht recht, denn die tierischen Eindringlinge sind höchst unbescheiden, und daher sausen denn sofort die langen Holzlöffel auf die Schnauzen herab und treiben sie wieder in die zweite Reihe zurück, bis die Kinder insgesamt das Essen gesättigt verlassen. Nun aber fallen Hunde, Ferkel und Hühner unter Gekläffe und Beißen über den Rest der Mahlzeit her, und die zerfetzten Ohren der Ferkel geben bald Zeugnis ab von den scharfen Zähnen der Hunde und der Ursache ihres jämmerlichen Geschreies.

Eine Ehe in unserem Sinne fand damals unter den Sklaven nicht statt; sie thaten sich nach gegenseitiger Neigung zusammen. Den Kindern wurden ganz beliebige Namen beigelegt, und sie waren Eigentum ihres Herrn. Die Negerfamilien waren jedoch gesetzlich vor gewaltsamer Trennung geschützt, da es keinem Sklavenbesitzer gestattet war, etwa durch Verkauf den Mann der Frau oder die Kinder den Eltern zu entreißen.



F. & Dr. B.

Midas giganteus Wiedem.

Originalzeichnung für die „Illustrirte Wochenschrift für Entomologie“ von Dr. Chr. Schröder.

An jedem Sonnabend wurde auf dem Hofe der Fazenda angetreten. Jeder Sklave erhielt dann einen reinen Anzug, bestehend aus kurzer Leinenhose und blauer Bluse von leichtem Wollstoff mit rotem Kragen. Es wurde ihm dann ferner eine Portion Tabak für die Woche und endlich ein Glas Zuckerbranntwein zugeteilt.

Sklaven, die nicht mit dem Fällen der Bäume, Urbarmachen des Bodens für Mais- und Kaffeepflanzungen und ähnlichem beschäftigt sind, sondern im und beim Hause ihre Arbeit finden, also die eigentlichen Haussklaven, hält und behandelt man gerade so wie hier dienende Personen, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Stellung nicht beliebig wechseln können und keinen bestimmten Lohn erhalten. Doch daß die „Trinkgelder“ nicht sehr spärlich ausfallen, erkennt man an den schönen Kleidern und dem oft echten Schmuck an Halsbändern, Ohr- und Fingerringen, mit denen sich die schwarzen Dienerinnen so gern zu putzen pflegen.

Von den ursprünglichen Eingeborenen sind mir nur einzelne Individuen vorgekommen, die sich aber schon der Civilisation in gewissem Sinne angeschlossen hatten. Es sind Leute von mittlerer Statur, breitem, etwas eckigem Gesicht, starker Brust, aber dünnen Armen und Beinen. Sie besitzen schlichtes, straffes, schwarzes Haar, dunkle Augen und eine dunkel gelblich- oder rötlichbraune Hautfarbe. Die Kleidung eines Mannes, der sich einer Kaffee-Tropa zugesellt hatte, bestand aus einem groben, alten Kaffeesack, in dessen Boden ein Loch für den Kopf geschnitten war, und durch die abgeschnittenen Zipfel desselben steckten die nackten Arme.

Das bis zur Schulter herabhängende, schwarze Haar bedeckte ein aus Baumbast geflochtener, trichterförmiger, weit über die Ohren herabreichender Hut. Auf seinem Rücken trug er einen aus gespaltenem Bambus geflochtenen Korb. Er trat nur mit den Zehen auf, diese etwas einwärts setzend, wodurch sein Gang etwas unheimlich Schleichendes erhielt.

Mein Sohn ist bei seinen Vermessungsarbeiten für die im Jahre 1872 projektierte Eisenbahn von Nova Friburgo bis Cantagallo mit einem Stamme wilder Eingeborener

zusammengetroffen. Sie hatten sich nahe am Parahyba einige Hütten aus Farnkraut erbaut, welche so niedrig waren, daß nur kriechend hineinzugelangen und ausschließlich an eine Benutzung derselben im Liegen zu denken war. Die Leute waren alle nackt, ohne jegliches Kleidungsstück, auch nicht tätowiert.

Bei seiner Ankunft lagen sie unbeschäftigt vor den Hütten; nur einige Männer versuchten, Fische zu fangen. Sie kamen ihm bettelnd entgegen, die geöffnete Hand ausstreckend. Ihre Sprache war ihm unverständlich. Er schildert sie als träge und unreinlich, doch harmlos. Letzteres dürfte von den Erfahrungen abhängen, welche sie bei anderen Begegnungen mit civilisierten Menschen gewonnen haben. Als Waffen besaßen sie Pfeil und Bogen, Lanzen oder Wurfspere. Die Kinder spielten und tummelten sich; einigen auch schienen die Mütter das Ungeziefer abzulesen.

Es ist mir im übrigen wahrscheinlich, daß die Ureinwohner sich überhaupt nie lange im Gebirge aufhielten und dieses nur gelegentlich durchstreiften, weil in den Flüssen dort, ihres starken Gefälles wegen, nur wenige Arten sehr kleiner Fische vorhanden sind. Es fehlt ihnen dadurch eins ihrer wesentlichsten Nahrungsmittel. Auch größeres Wild ist selten, und genießbare Früchte bietet der Gebirgswald nicht viele. Mir sind als solche nur die großen Samenkerne der *Araucaria brasiliensis* und die säuerliche Frucht einer *Solanum*-Art bekannt. Auch die dem Nordeuropäer so sehr zusagende frische Gebirgsluft und die, namentlich nach Mitternacht, oft recht kalten Nächte mögen diesen unbedeckten Leuten wenig behagen.

Eine deutsche Familie in Nova Friburgo besaß einen etwa zehn bis zwölf Jahre alten Knaben des Botokudenstammes. Er wurde gut gehalten, freundlich und nachsichtig behandelt, und man hoffte, ihn durch Anschluß an die Familie für die Arbeiten um und beim Hause erziehen und gewöhnen zu können. Zeitweilig konnte er auch recht anstellig sein; meist aber war er übel-launig, eigensinnig, jähzornig und durchaus gefühllos und grausam gegen die ihm zur Beaufsichtigung und Pflege anvertrauten Haustiere. Gescholten, griff er sofort zur ersten, besten Waffe.

Nach längerer Zeit schien er sich zu gewöhnen, war dann aber plötzlich verschwunden, und nur seine Kleidung fand man auf einen Haufen geworfen vor. Niemals sah man ihn wieder. Das Kind der Wildnis war der einengenden Civilisation entflohen und nackt, aber frei zurückgekehrt in seine Wälder. —

Hat man, von Cachueiras kommend, den Kamm des Gebirges überschritten, so gelangt man bald in das etwa 500 Fuß tiefe, enge Thal von Nova Friburgo, welches also ringsum von hohen und steilen Berggipfeln umgeben ist. Das Thal öffnet sich nur in nördlicher Richtung nach Cantagallo zu, welches am nördlichen Fuß des Gebirges, irre ich nicht, in einer Entfernung von neun Leguas, liegt (1 Legua = $\frac{3}{4}$ deutsche Meile). Auf der Sohle des Hauptthales, wie derjenigen ihrer engen Seitenthäler fließt stets ein klares, kühles Bergwasser, das nur in der genannten Richtung seinen Abfluß findet.

Die Berge erreichen eine Höhe von 4000 Fuß absoluter Messung. Sie bestehen aus grauem, manchmal rötlichem Granit und sind da, wo der nackte Fels nicht zu Tage tritt, mit Ausnahme der Gipfel, dicht bewaldet. Schroffe, kahle Felswände sind nicht häufig. Der Boden besteht durchgehends aus einem rötlichen Lehm von krümliger Beschaffenheit, welcher sich an seiner Oberfläche, wo er mit verfaulten, organischen Stoffen gemengt ist, stark bräunt oder schwärzt. Am Fuße vieler Felswände bemerkt man ganze Schutthalden losgelösten Gesteins, ebenso mächtige Lager eines weißgrauen Kieses, dem Anscheine nach zerfallener oder zerriebener Granit, der ungerührt zwar sehr fest ist, sich aber mit einem geeigneten Gerät leicht ablösen läßt und dann eben in Kiesform zerfällt.

Glimmer findet sich überall dort und an den Gebirgsbächen oft so massenhaft, daß deren Ufer davon stellenweise goldig erglänzen. Auch findet sich das sogenannte Marienglas mitunter in großen Blöcken. Der Lehm Boden liegt im Thale oft 20 Fuß mächtig auf dem Felsuntergrunde, nimmt aber höher an den Bergen hinauf an Mächtigkeit ab. Es soll in der ganzen Gegend kein Kalk vorkommen, auch scheint der Flintstein zu fehlen.

Sogenannte erratische Blöcke sind zahlreich und manchmal von enormer Größe.

Schwerlich entstammen diese den so nahe stehenden Felsen, denn sie sind ohne alle scharfen Kanten und erscheinen meistens stark abgerieben und gerundet. Ich fand sie an Orten, wo ihr Vorkommen schwerlich anders als durch die Annahme einer Eis- und Gletscherzeit auch für Brasilien erklärt werden möchte.

Das Jahr teilt sich hier in die kühlere, trockene Periode und in die heiße Regenzeit. Während des Halbjahres von März bis August regnet es niemals oder doch nur wenig und in ganz seltenen Fällen. Die Temperatur steigt in dieser Jahreszeit selten über 20° R. In den langen Nächten — von 6 bis 6 Uhr, also volle zwölf Stunden! — kann es, besonders nach Mitternacht, recht empfindlich kühl sein, ja gelinde Nachtfroste sind in dieser Zeit nicht ausgeschlossen. Die Vegetation ruht jetzt ganz und manche Bäume entlauben sich; ich erinnere mich selbst eines Falles, in welchem das Laub der *Cecropia peltata* vollständig erfroren war.

Im September steigt die Hitze merklich und nimmt mit jedem Tage zu. Weiße Wölkchen zeigen sich an den Bergkuppen, Gewitter kommen zum Ausbruch, und in deren Gefolge fällt dann auch bald der erste Regen. Oft sind es wahre Wolkenbrüche, doch regnet es keineswegs an jedem Tage, auch selten den ganzen Tag, sondern nach solchen Güssen brennt gewöhnlich die Sonne, daß der Boden dampft. Der bis dahin steinhart getrocknete Lehm erweicht, die belebende Feuchtigkeit dringt durch die vielen Risse des Bodens schnell zu den Wurzeln der schmachtenden Pflanzen, und diese zeigen nach der langen Ruhe eine so eminente Kraft der Entfaltung, wie die gemäßigte Zone sie nicht kennt.

Gleichen Schritt mit dem wieder erwachten Pflanzenleben haltend, erwacht und entsteht dann auch das tausendfache, bis zu jener Zeit schlummernde Leben der auf jenes angewiesenen Insekten.

Obleich es nun in der heißen oder Regenzeit, also von September bis Februar, fast täglich Gewitter giebt, so habe ich doch niemals von einem Schaden gehört, welcher durch Blitzschlag verursacht wäre. Wunderbar schön ist in dieser Jahreszeit von einer Berghöhe aus der nächtliche Blick nach Norden, dem Äquator zu. Gewöhnlich er-

glänzt hier der ganze Himmel in einem lebhaften Kupferrot, und funkenartige wie schlängelnde Blitze sieht man oft in ganzen

Garben bald von oben nach unten, bald umgekehrt von der Erde nach oben fahren. Den Donner aber hört man aus dieser Ferne nicht.

Wenn ich mich nunmehr daran wage, die Pflanzen- und Tierwelt, besonders auch das Insektenleben Brasiliens zu schildern, wie ich es erschaute, so darf ich von vornherein bemerken, daß meine Kenntnisse auf jenen Gebieten mich hier fast vollständig im Stiche ließen, hier gegenüber der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur. Einschlägige Specialwerke aber zur sofortigen, genauen Bestimmung des Gefundenen waren kaum zur Hand, und deshalb ist es immerhin möglich, daß einige der gebrauchten wissenschaftlichen Bezeichnungen, besonders in Bezug auf den Species-Namen, nicht ganz korrekt sind. Manche Pflanzen kannte ich ja allerdings, weil ich sie bereits in der Heimat als Treibhauspflanzen kultiviert hatte,

manche Tiere ebenfalls. Weitaus die Mehrzahl war mir aber völlig fremd und neu; sie erregten um so mehr mein höchstes Interesse.

Als ich am späten Morgen nach der anstrengenden Reise durch das krächzende Geschrei eines Vogels erwachte, fiel mein erster Blick aus dem Fenster auf zwei vor dem Hause stehende, starke Bäume von zwei bis drei Fuß Stammdurchmesser. Es war die *Erythrina corallodendron*. Die Bäume zeigten sich fast ganz entlaubt; im September aber, bevor noch das junge Laub erscheint, bedecken sich die riesigen Kronen ganz mit langen Trauben großer, leuchtend roter „Schmetterlingsblüten“. Dann bildet die Pflanze eine der prächtigsten Erscheinungen der hiesigen Flora.

*

*

*

Midas giganteus Wiedem. ist eine der größten Arten ihrer Ordnung, der Fliegen (Dipteren), welche in den Gebirgsgegenden Brasiliens nur seltener gefunden wird. Der kurze, breite Kopf nebst der kräftigen Brust sind tief sammetschwarz, während der kegelförmige, lang gestreckte und hinten abgestutzte Hinterleib stahlblau angefliegen ist, wie die starken, scharf bekrallten Beine. Die Flügel sind von schwärzlich-braunen

Adern ansehnlicher Stärke durchzogen, zwischen denen sich die gelb-bräunliche, nach dem Innen- und Außenrande zu weißlich und durchscheinend werdende Membran ausspannt. Die beiden Schwingkölbchen, welche bekanntlich als das verkümmerte zweite Flügelpaar gedeutet werden, sind am hintersten Brustringe deutlich zu erkennen. Über die Lebensweise dieser interessanten Fliegenart ist mir nichts bekannt geworden.

Welche Käfer sollen wir züchten?

Von Paul Koeppen.

Wiederholt ist in diesen Blättern von den berufensten Entomologen die Mahnung ausgesprochen worden, sich nicht mit der Kenntnis der äußeren Gestalt der Kerfe und dem Besitze einer reichhaltigen Sammlung genügen zu lassen, sondern vor allem die Lebensverhältnisse der Insekten, dies vielfach noch unbekanntes Gebiet, zu erforschen. Gewiß ist mancher unserer Leser den gegebenen Anregungen gefolgt und hat mehr Wert auf die Beobachtung der Kerbtiere in Freiheit und Gefangenschaft gelegt, vielleicht hat auch der eine oder andere sich, dem in einer früheren Nummer der „*Illustrierten Wochenschrift für*

Entomologie“ von dem Verfasser dieses gegebenen Winke folgend, ein Insektarium eingerichtet. Wer dies letztere gethan, sein Gefängnis dann mit Insassen reich bevölkert und nun mit hochgespannten Erwartungen sich der Beobachtung hingegeben, hat der nicht vielleicht manche Enttäuschung erlebt, nicht dieselben Erfahrungen gemacht, die wir alle zuerst machen mußten, daß oft alle Sorgfalt unbelohnt bleibt? Wie viele giebt es, die sich durch solche Mißerfolge nachhaltig abschrecken lassen! Es gehört aber zur Züchtung nicht allein Liebe zur Sache, eine glückliche Hand, ein Auge, das das Not-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Illustrierte Wochenschrift für Entomologie](#)

Jahr/Year: 1896

Band/Volume: [1](#)

Autor(en)/Author(s): Schröder Christian

Artikel/Article: [Naturalistische Aufzeichnungen aus der Provinz Rio de Janeiro in Brasilien. III. 312-316](#)